



Onkel Otto, die allgegenwärtige Verführung, ein Erote des Konsumreichs

Foto: Martin Fengel

Das war die BRD (3)

Onkel Otto

Deutschland, das war für mich, der ich kurz vor dem Mauerbau im Osten geboren wurde, Westdeutschland. In der Schule sagten sie und in der Zeitung schrieben sie BRD, für mich war das Deutschland, höchstens Westdeutschland. BRD war für uns „BRD“. Lange bevor dieser Begriff die Diskurse erreicht hatte, vielleicht sogar, bevor er überhaupt geprägt worden war, erfuhren wir so eine unbegriffliche Faszination: die der virtuellen Realität. Deutschland war eine virtuelle Gegenwart. Man konnte es nicht anfassen, man konnte nicht hineintreten, man konnte es nicht mit Steinen und Schneebällen bewerfen, es nicht beschimpfen, nicht mit ihm spielen, und doch, es war da.

Die Rede ist von Deutschland, da geraten die Begriffe leicht durcheinander. Die Berliner Republik formiert sich noch, und wenn man schon nicht recht weiß, was das neue Deutschland sein soll, so kann man im Rückblick immerhin sagen, was das alte war: ein Land wie eine Produktpalette, wie ein Versandhauskatalog, wie ein Warenkorb. Die vergangene Bundesrepublik lässt sich am besten anhand der Gegenstände beschreiben, die in diesem Warenkorb waren. Unsere Serie zeichnet ein durchaus sentimentales Markenporträt.

Eines Abends, ich mochte gerade in die Schule gekommen sein, stand die „BRD“ auf meinem Abendbrotsteller: etwa sieben Zentimeter groß, aus grauem Gummi, mit schwarzen Plattfüßen, die Arme vor dem tropfenförmigen Körper verschränkt, darüber ein üppiger Schnurrbart und darüber zwei große, tiefe ovale Augen. Für mich musste die „BRD“ keine Figur machen, um in mir ein heißes Glück zu entzünden. Die Figur hier sah traurig zu mir hoch und meinte es bestimmt gut mit mir.

Es war tatsächlich Onkel Otto, der Mann aus dem Westfernsehen, den ich bislang nur als Schwarz-Weiß-Zeichnung in kurzen Sequenzen zwischen Werbespots über den Bildschirm klettern gesehen hatte, und jetzt stand er stumm und rund vor mir. Was für eine Sensation! Mit zitternden Händen nahm ich ihn in die Hand und drehte ihn nach allen Seiten. Wie leicht er war! Innen hohl. Und nach Gummi roch er. In die Sohlen war ihm das Zeichen seines Herkunftsenders eingelassen: „hr“. Über den Rücken lief eine Gussnaht. Der Schnurrbart wölbte sich prächtig über den Körper, die Pupillen ruhten schwer in der blütenweißen Iris. Nur eines war ihm auf den Weg aus dem Bildschirm zu mir auf den Teller abhanden gekommen. Der Kopfschmuck, ein kleines Antennengestell, aus dem ich schon vor der Einschulung ein großes H herausgeziffert hatte. Diese Antenne ersetzte vermutlich die Ohren, die ebenso an Ottos Körper fehlten wie Rumpf und Beine. Onkel Otto, das war nichts als ein grauer tropfenförmiger Kopf mit Händen und Füßen.

Ich stellte ihn wieder auf den Teller und ließ mich nur nach etlichen Ermahnungen dazu bringen, ein Brot mit Blutwurst zu essen. Dann eilte ich hinüber ins Wohnzimmer. Der Vater schaltete den Tesla-Fernseher ein. Da die Plastikflügelschraube des Gerätes vom vielen Hin- und Herschalten ein Spiel bekommen hatte, sodass die Bildeinstellung rasch verrutschte, klemmte der Vater die Schraube mit zwei Streichhölzern fest. Endlich glühte der Bildschirm auf. Wir hatten uns rechtzeitig zugeschaltet. Ein gemalter Vorhang kam ins Bild, auf den jemand das Wort „Werbung“ mit fast genau der Schrift gezeichnet hatte, die ich gerade in der Schule lernte. Dann erschien in derselben Schrift: „Gleich kommt Otto!“

Die Aufregung war kaum auszuhalten. Ich kniete vor dem Apparat, die Gummifigur in den feuchten Händen. Das Jingle ertönte, Ottos Hymne, und schließlich tauchte der Star auf mitten im zitternden, grobkörnigen Bild. Gelassen tappte er mit seinen Plattfüßen von links nach rechts, elegant trug er eine Kochmütze, bevor er eine Sauce in dem Topf vor sich ausprobierte, er drehte mit einem Propellerflugzeug eine Runde durch die Elektrodenstrahlröhre und am Ende setzte er sich zu den Takten seiner Hymne auf eine Eisenbahn und fuhr aus dem Bild hinaus. Kurz bevor er verschwand, drehte er sich noch einmal zu mir und meinen Eltern herum, winkte und rief uns „Auf Wiedersehen“ zu. Das war eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen Otto preisgab, dass er sprechen konnte. Aber mit was für einer Stimme! Sie klang hoch und tief zugleich, wie übereinander langsam und schnell aufgezeichnet. Diese Stimme versetzte mir stets einen leichten Schauer. Ein bisschen gespenstisch war Otto eben doch. Und nun hielt ich ihn in der Hand. Den Star des Vorabend-Werbefernsehens.

Der Herold des Klassenfeindes

Ich trug ihn immer bei mir, in der Schule, in der Kirche, beim Fußball, heimlich. Denn Otto war der Herold des Klassenfeindes beim Hessischen Rundfunk, und so, wie ihn der Vater durchs Umschalten des Fernsehsenders vom Bildschirm vertrieb, sobald überraschend jemand am Abend an unserer Haustür klingelte, so verbarg ich den Gummibegleiter sorgfältig vor den Augen „anderer Leute“, wie zu Hause all jene Mitbürger genannt wurden, die nicht unsere Leute waren.

Eines Wintermorgens in der Schule ordnete der Klassenlehrer eine Taschenkontrolle an. Vermutlich ging es wie sonst um Kaugummi, ich hatte andere Sorgen. In der Not, meinen treuen Freund und Fernsehstar nicht anders verschwinden lassen zu können, bohrte ich ein Loch in meine Hosentasche und ließ Otto dadurch verschwinden. Der Gummikörper glitt zwischen der langen Unterhose und der Skihose an meinem rechten Bein hinab. Da das Hosenende in einem Winterschuh steckte, fand Otto auf meinem Fußknöchel in der Hose seine Ruhe. So ließ ich stehend die Taschenkontrolle über mich ergehen und wagte es erst, den Freund aus seiner Lage zu befreien, als ich Stunden später das Schulgelände verließ. Nun hatte ich ein reales Loch in der Tasche, aufgerissen für die Warenwelt, deren Zuschauer ich war.

Otto, den wahrscheinlich nur ich aus Gründen damaliger Wohlerzogenheit Onkel Otto nannte, denn der Mann hatte einen Bart und keine Haare auf dem Kopf, Otto wurde mein konspirativer Gefährte. Mit ihm – der Animationsputte – teilte ich, mit ihm trug ich umher das Geheimnis, Abend für Abend mit den Eltern in jene faszinierende Welt einzutreten, die andere Leute die „BRD“ nannten und die für uns ein virtuelles Paradies war. Man sang und dichtete aus unserem unzuverlässigen Tesla-Fernseher heraus von Aurora mit dem Sonnenstern, Sanso und Kinderschokolade. Dazwischen tanzte Otto vor einem Schallplattenspieler, schob sich eine Tafel Schokolade quer in den Mund, dass der Kopf einen Augenblick lang fast wie ein Kreuz aussah, oder der Kamerad putzte sich mit einer viel zu großen Bürste seine Zähne, die er in jener Szene zu diesem Zweck seinem bestürzten Zuschauer darbot.

Auch das war jedoch von unwiderstehlichem Zauber. Alles, was das Auge begehrt, erreichte uns durch die feinen Elektronenstrahlen im schwarzen Kanal. Natürlich nicht alles, aber alles, was schön und unerreichbar war. Virtuali-

tät. Ich saß mit fieberglänzenden Augen im Wohnzimmer und sah hinüber in diese andere Welt, sah Dieter Thomas Heck durch seine Hitparade fuchteln, Daniel Gerard „Butterfly“ singen, Flipper in den Pazifik eintauchen und Daktari im Dschungel verschwinden. Karl-Heinz Negerlein berichtete von den Skiabfahrtsiegen des Karl Schranz, über Chamonix der Fels, der Firn, das Firmament, nie gesehen und immer dabei gewesen.

Otto, das war ein Meister des Blendwerks Deutschland. Für mich, der ich mit Selters und vorläufig ohne Sekt durch den dürrtigen aber ordentlichen Alltag schlenderte, tagsüber entlang der leeren Schaufenster von HO und Konsum, in deren Spiegelbild ich im Vorübergehen meine bescheidene Figur ausmachen konnte, abends den Blick ans Schaufenster des unerreichbaren Paradieses gehftet, Auge in Auge mit Onkel Otto, für mich entfaltete diese Figur den Eros der BRD. Otto war allgegenwärtige Verführung, ein Erote des Konsumreichs. Ich fühlte ihn in der Hosentasche, sah ihn vor mir, sobald ich auf einen Wrigley Spearmint Gum biss, das mir ein Mädchen aus der Nachbarschaft geschenkt hatte, später musste ich sogar bei der Entdeckung von *Rolling Stones* und Jimmy Hendrix an ihn denken, und selbst Peter Frankenfeld und Costa Cordalis probierte ich in meiner Fantasie Ottos Schnurrbart an und fand, dass sie das noch sympathischer machte, als sie schon waren.

Doch die Verheißungen, die Otto machte, blieben in der Regel virtuelle Verheißungen. Das Glück, dessen Abglanz uns durch die schwarzen Kanäle erreichte, war tatsächlich ein Gegen-Glück. Je länger man hinschaute, je tiefer man beehrte, um so rascher kam auch die Einsicht, dass alles Schauen und Begehren eitel ist und schnöder Tand. Man sah die da drüben in ihren Hamburger beißen, in ihren Mercedes einsteigen, umspült von der Frische der Limonen, trank seinen Muckefuck mit Pfefferminzschnaps und hüllte sich ein in den stoischen Nebel von F 6 und Karo. Nein, an diesem Ende des schwarzen Kanals, im Osten Deutschlands, musste man sich nicht vor dem Glück in Acht nehmen. Hier gab es leichtes Unglück und bittere Zufriedenheit. Aurora hatte keinen Sonnenstern, der Pullover war nicht schäffenweich und statt Asbach Uralt und dem Geist des Weines gab es 96-prozentigen Schachtelchnaps und die Dokumente des VI. Parteitag der SED. Otto, der Mann auf der Schwelle, nährte die Verführung des Westens, und zugleich entzauberte er sie. Denn Erfüllungen waren unmöglich. Der Vorhang blieb unten, die Welten blieben getrennt, die BRD die „BRD“. Ein virtueller Supermarkt, aus dem wir gesperrt waren, aber durch die Gitterstäbe hindurch sahen wir die vollen Körbe.

Der Eros aus dem Supermarkt weckte neues und immer neues Verlangen. Böses Verlangen. Lust auf reale Lust, Lust auf Konsum, Lust auf das andere, das reale Ende des schwarzen Kanals, auf die Heimat von Onkel Otto. Dann war das Verlangen nicht mehr aufzuhalten. Der Vorhang zerriss. Die Lust hechelte durch die Regale, erst fiel man sich gegenseitig in die Arme, später in den Arm. Vorerst folgte auf die Befriedigung der Lust neues Verlangen. Die Zeit der Ernüchterung begann. Die gute Zeit nach dem Frieden im Konsumglück. Sie ist noch nicht vorbei. Den Gummigefährten habe ich irgendwann verloren. Doch Onkel Otto setzt sich immer noch auf die kleine Eisenbahn und ruft uns vergnügt und unbewegt zu: „Auf Wiedersehen!“

MICHAEL SCHINDHELM

Zuletzt schrieb Roger Willemsen über den Alden-Schuh. Nächste Folge: Claudius Seidl über die P1-Tür.

SZ 11/12/00